Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 109 (1983)
Heft: 28

Rubrik: Von Haus zu Haus

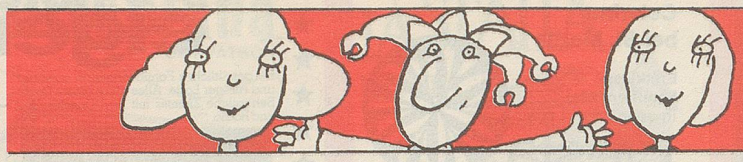
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Von Haus zu Haus

Tessa Daenzer

Stundenpläne

«Schampar de Plösche ist es», sagte die vierzehnjährige Maja leuchtenden Auges und drehte hurtig einige weitere Redli um die Reckstange. Heute hatte sie, als Schülerin in der zweiten Seki, nur von 13 bis 14 Uhr Schule und war deshalb schon wieder voll am Turnen. Ich erfuhr dann, dass überhaupt der ganze Stundenplan von Majas Klasse superplöschig sei, indem der Unterricht auch an den zwei andern Schulnachmittagen schon um 13 Uhr beginne, entsprechend früh ende und also viel Zeit bleibe für die diversen Pläusche. Nur das Mittagessen sei an diesen drei Tagen u-blöd, weil die zwei kleinen Brüder später kämen, das Mami hässig sei, und überhaupt.

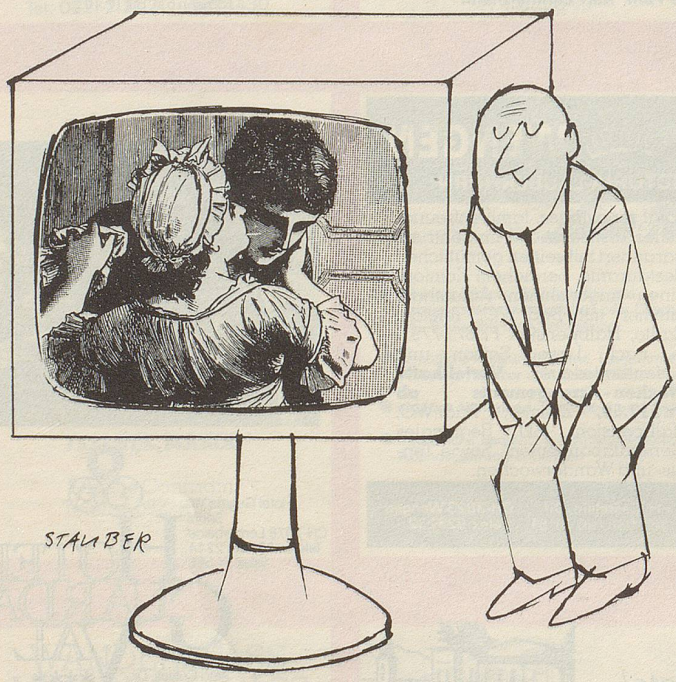
Ich trollte mich, denn es gab nichts mehr zu fragen. Mir war auf einmal klar, wieso sich Majas Mutter heute schon wieder von ihrem heissgeliebten vormittäglichen Englischkurs abgemeldet hatte. Punkt zwölf statt erst um 12.20 Uhr muss neuerdings das Mittagessen auf dem Tisch sein, nachdem über den ganzen Morgen verteilt sowieso immer eines ihrer drei Kinder das Haus verlässt oder wieder betritt, im stundenplanerischen Kanon. Von Mütterplausch also keine Rede, dafür viel von Verzicht, und dann und wann eine Besorgung im gestreckten Galopp: Denn hütet euch vor Schlüsselkindern!

Warum das bei uns im Kanton Zürich immer so sein müsse, wird etwa mit einem ratlosen Blick in den weissblauen Himmel gefragt. Die Anfänge dieses Stundenplan-Karussells datieren ja aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als die geburtenstarken Jahrgänge schulreif wurden. Damals war es sinnvoll und sozusagen Notwehr, die übergrossen Klassen in Gruppen aufzuteilen. – Das sei halt jetzt vom pädagogisch-didaktisch-soziopsychologischen Standpunkt aus beizubehalten, hört man erschrockenen Gemüts. Heilige Kühe verdauen offenbar alles, auch den Pillenknick.

Immerhin gibt es jetzt in Zürich-Altstetten eine Tagesschule, wo die Kinder auch ausserhalb der Unterrichtsstunden betreut und verpflegt werden. Aber Altstetten ist vielleicht weit weg, und in den andern Regionen hat es bestenfalls Horte, wo Mütter, die gezwungenermassen auswärts arbeiten, ihre Schulkinder in Obhut geben können. Für Gezwungene und Ungezwungene bleibt ein einheitlicher Schulbeginn oder -schluss ein festgemauertes Tabu.

Dabei gibt es – bescheiden sei daran erinnert – auch unter den Ungezwungenen einige sehr Bildungshungrige, sehr Interessierte, sehr Verantwortungsfähige, die nicht schuld sind an ihrer voll automatisierten Wohnung, wo sie zeitweise nur als Türöffner rotieren. Sie möchten vielleicht bereits in der zweiten, statt erst in der vierten oder fünften Lebensphase einen Blick über den Nestrand tun, einen Kurs besuchen, in einer Kommission mitarbeiten oder gar mit einem Fuss wieder in den angestammten Beruf zurückkehren. Alle halben Jahre wieder erscheinen jedoch ihre Kinder mit neuen, gut durchmischten Stundenplänen, die ihr Beginnen vereiteln.

Manchmal prescht in irgendeiner Gemeinde ein Grüppchen wagemutiger Frauen vor und unterbreitet Pläne für Blockzeitschulen. In Zollikon lief sogar ein Projekt mit dem tollkühnen Vorschlag, es sei den Kindern – sofern von den Eltern gewünscht – zweimal pro Woche ein Mittagessen auszurichten. Die erbitterten Gegner fochten mit Argumenten, die sie schon zur Bekämpfung des Frauenstimmrechts einsetzten und die nun zum Lachen reizten. – Oder eher zum Heulen?



Frau und Mann

Mit etlicher Verspätung habe ich den Nebelspalter Nr. 21 gelesen. Verständnisvoll, aber auch mit Schmunzeln habe ich Dinas Erlebnisse mit dem adressierenden, unhöflichen Computer verfolgt. –

Fremd ist mir das Thema nicht, habe ich doch einen Geschlechtsnamen, den männliche Mitbürger als Vornamen tragen. Welche Wonne muss es also dem seelenlosen Computer bedeuten, mir dieselbe Post einmal mit normaler Adresse an die Frau, ein zweitesmal (es lebe die Gleichberechtigung!) an Herrn Gerhard Hanni zu schicken.

Kürzlich wollte ich den verheissenen Gewinn, einen Taschenweltatlas, zum Vergnügen sowohl der Frau als auch des Mannes einlösen. Ich staunte nicht schlecht, als die programmierte Adressiermaschine plötzlich zu unterscheiden wusste und das Geschenk nur einmal eintraf. Ich rätselte, ob der Computer doch logisch überlegen könne. Nun, er kann nicht: Die nächste Post verriet es mir. Frischfröhlich werden seither regelmässig Frau und Mann bedient.

Hanni Gerhard

Wie geht's?

Auf diese Frage gibt es nur eine einzige richtige Antwort. Sie lautet: «Danke, gut» oder, noch besser, geradezu perfekt: «Danke, ausgezeichnet!»

Kein Mensch (engste Angehörige und ein bis zwei wirkliche Freunde, die diese Bezeichnung verdienen, ausgenommen) interessiert sich nämlich in Wahrheit dafür, wie es einem wirklich geht. Die Frage ist rein rhetorisch gedacht und bildet den Auftakt zu einem meist oberflächlichen Gespräch.

Seit vielen Jahren kenne ich diese Regel, befolge sie, spiele das verlogene Spiel mit, und wenn es mir gutgeht, ist die Sache relativ einfach.

Sitze ich aber in Schwierigkeiten, seelischer oder körperlicher Art, dann laufe ich, wenn ich nicht aufpasse und mich an den Zügeln reisse, unvermittelt in die gestellte Falle. Nach den ersten Worten merke ich, dass gar kein wirkliches Interesse für meine Sorgen vorhanden ist; der Blick des Gegenübers wird leer, schweift über mich hinweg. Sofort erkenne ich meinen Fehler, ärgere mich über mich und werde schon mit den üblichen Allgemeinplätzen abgespeist wie: «Es gibt Schlimmeres.» Dann schickt sich mein Gegenüber zum Gehen an. So verhalten sich nicht irgendwelche Menschen, sondern solche, die ich früher als gute Bekannte betrachtete.

Die Bestätigung des oben Geschriebenen erhielt ich vor einigen Tagen im Gespräch mit einer Frau. Ich hatte sie vor langer Zeit aus den Augen verloren und traf sie nun im Spital, wo sie als freiwillige Helferin tätig ist. Beiläufig erklärte sie mir resolut, mit der gnadenlosen Überzeugung der Gesunden: «Weisst du, am meisten gehen mir die Leute auf den Wecker, die auf meine Frage ‹Wie geht's?› tatsächlich ausholen und mir alle ihre Sorgen und Gebresten aufzählen wollen. Daran ist doch kein Mensch interessiert!» Punktum. Deutlicher lässt es sich

wohl nicht sagen – und dies in einem Spital!

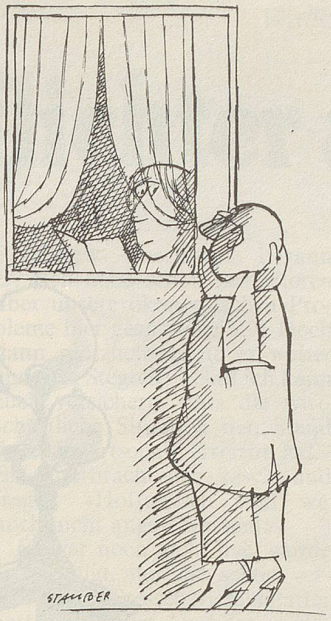
Ich bin wirklich nicht dafür, Sorgen, welcher Art auch immer, vor jeder Zufallsbekanntschaft auszubreiten, aber es wäre eine Wohltat, bei sogenannten guten Bekannten, geschweige denn Freunden, auf die Frage: «Wie geht's?» kurz und bündig sagen zu dürfen: «Mir geht's im Moment nicht besonders.»

Die verlogene Frage und die ebenso verlogene, weil erwartete Antwort bringen niemandem etwas. Wir sollten eigentlich darauf verzichten.

Müssen wir unsere Gefühle immer so perfekt unter Kontrolle halten, dass wir die anderen nicht in Verlegenheit bringen? Wenn wir dies erwarten und zum vornherein annehmen, dem Visavis gehe es unter allen Umständen gut, könnten wir gleich zur Tagesordnung übergehen. Dann sollte sich aber auch niemand mehr über das kalte Klima beklagen; die Spielregeln im heutigen Leben bringen es eben mit sich, dass man oft bis ins Innerste friert, sich allein fühlt – inmitten vieler Menschen. *Hanni*

Palmen oder Linden

Der Regen rauscht in Strömen aus Wolken, die tief und schwer über den Bäumen hängen. In der Schweiz würde man von einem Wolkenbruch sprechen. Hier ist es der normale, in letzter Zeit allerdings etwas zu häufige Regen. Im Kamin prasselt lustig das Feuer und trocknet die sehr feuchte Luft im gemütlichen Urwaldhaus. Kein Telefon schrillt in die Stille, kein Fernsehapparat wirbt darum, eingeschaltet zu werden. Auf dem niedrigen, geflochtenen Tischchen liegen Nebi und NZZ, abgegriffen und zerknittert, als neueste Post, jedoch bereits im Alter von vier Wochen. «Die Politik ist gelaufen, ob die Zeitung einen Tag oder bereits einen Monat alt ist», bemerkt mein Sohn gelassen. Es spielt wirklich keine Rolle, so besehen, und es läuft ja trotzdem alles ohne uns. Mein jüngerer Sohn dreht allerdings dann und wann an seinem Kurzwellenempfänger herum, um die Nachrichten der Deutschen Welle zu ergattern. Man glaubt es kaum, aber was am meisten interessiert, ist das Wetter in Europa. Dann schwärmt man von blühenden Kirschbäumen, einer Schiffahrt auf dem Thunersee, zum Beispiel, vom Jungfraujoch oder der grausligen Eigernordwand, und in Gedanken inhaliert man die kühle, trokkene Bergluft.



Irgendwie bin ich gespalten: Hier die Ruhe und Gelassenheit der Menschen, die wirklich auch arbeiten, jedoch ohne Hektik und ohne Agenda. Die Hausfrauen backen ihr tägliches Brot selbst, hätscheln ihre Pferde, Hühner und Hunde. In den Gärten ziehen sie geduldig Salat und anderes Gemüse, das meistens dem Klima nicht gewachsen ist. Sie probieren aus, nehmen robustere Sorten – haben neuerlich Geduld. Die Männer arbeiten auf den Äckern oder in den Werkstätten ihrer Höfe, wenn es regnet wie heute. Und wenn es noch länger regnet, dann spielen sie Skat oder klopfen einen Jass.

Ganz in der Nähe, verborgen hinter Bäumen – hier ist alles hinter Bäumen und Sträuchern verborgen – liegt das kleine Schulhaus. Es ist Schulbeginn, und man kann den Gesang der Kinder hören. Hier wird in den Schulen noch gesungen und gebetet. Unvorstellbar in der Welt des Fortschritts und der sogenannten Selbstverwirklichung. Wer verwirklicht sich überhaupt selbst? Doch hier ist der Himmel vielleicht näher als bei uns. Optisch scheint dies sogar der Fall zu sein. Denn tief hängt die Milchstrasse in den klaren Nächten. Ja, man glaubt, sie berühren zu können, und die Mondsichel liegt andersherum. Tatsächlich ist hier vieles andersherum, nicht nur der Mond. Nachdenklich betrachte ich die Klimageschwüre an meinem geschwollenen linken Bein. Man wird dagegen immun, liess ich mir sagen.

Könnte ich hier leben? Die Gelassenheit wäre bestimmt nach meinem Geschmack. Ebenso der Überfluss von Früchten wie Bananen, Orangen, Mandarinen, Pfirsichen, Feigen, Baummelonen usw. Äpfel? Nein, die gedeihen hier nicht. Aber: die Kultur, die andere Kultur! Sicher würde sie mir fehlen. Das Werk unserer Vorfahren. Die Kathedralen, Burgen, Schlösser, Museen mit Bildern und altem Porzellan. Wo war doch die Welt der Minnesänger? Woher kamen denn Luther, Bach, Beethoven, Schiller und und und ...? Sie alle stammten aus der guten Erde Europas. Was wäre, wenn sich die Menschen mit wachen Sinnen und ohne materielle Hintergedanken darauf besinnen würden? Auf die Verantwortung ihrer Kultur gegenüber? Es ist nicht auszudenken. Es wäre das Wunder dieses Zeitalters! *Magda*

Bürokratie

Unser Freund Charles, beruflich seit Jahren zwischen Westafrika und der Schweiz pendelnd, sah sich genötigt, seine Aufenthaltserlaubnis für Togo zu erneuern. Die einfachste Sache der Welt, dachte er und begab sich zur Erledigung dieser Aufgabe per Jeep von seiner Behausung im tiefen Busch nach der 100 Kilometer entfernten Hauptstadt Lomé, wo er seinen Pass auf dem Schweizer Konsulat deponierte. Er gedachte, ungefähr zwei Monate später für ein Vierteljahr in die Schweiz zu reisen – Zeit genug also für den Konsulatsbeamten, die reine Stempelformalität in Angriff zu nehmen. Nun sind aber nicht Konsulate, sondern Botschaften für diese Arbeit zuständig. Togos Schweizer Botschaft befindet sich in Ghana, doch funktionieren die diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Staaten seit der Nigeria-Rückwanderung im Januar nicht mehr. Also sandte der Schweizer Konsul von Lomé den Pass nach Bern ins Bundeshaus, wo er in verschiedenen Amtsstuben herumgeisterte. Niemand war zuständig für dieses Dokument eines Schweizer Bürgers, dessen Schriften sich im Ausland befanden. Und so ging Charles' Pass erneut auf die Reise und landete schliesslich per Diplomatenkurier in Accra/Ghana.

Der dort akkreditierte Schweizer Botschafter, das Nomadenschicksal seiner Berufsgenossen teilend, war einige Wochen zuvor nach Helsinki abberufen worden. Der vakant gewordene Posten war noch nicht besetzt, und so lag der Schweizerpass wochenlang auf dem verwaisten Schreibtisch eines heissen afrikanischen Büros. Unser Freund Charles wurde mittlerweile unruhig; die Zeit drängte, der Rückflug war gebucht, deshalb begab er sich von neuem in die Hauptstadt, um sich nach dem Verbleib seines kostbaren Dokumentes zu erkundigen. Die anfängliche Ratlosigkeit wich einer absolut unafrikanischen, fast hektischen Betriebsamkeit. Lomé telefonierte mit Bern, Bern mit Accra, Accra mit Lomé – und siehe da, nach diesen minuziösen Recherchen konnte der Aufenthaltsort des Passes eruiert werden. Er lag abholbereit im Methodistenpfarrhaus bei Father Jack, einem erfahrenen Waffenhändler, im kleinen Städtchen Ho, etwa 40 Kilometer von der Grenze entfernt.

Die Reise dorthin war nicht ungefährlich; täglich kam es zu Schiessereien im Grenzbereich. Charles, auf Grund seiner Verdienste um den Staat Togo zu dessen «Officier de l'ordre du Mono» ernannt, bediente sich seines Titels, um von der Sûreté Nationale polizeilichen Begleitschutz zu erbitten. Per Range Rover, mit Staatsfahne und der nötigen Eskorte, wurde er zur Grenze chauffiert, wo sich für diesen wichtigen Staatsakt der Schlagbaum öffnete. Gegen Mitternacht erfolgte die feierliche Übergabe des Passes mit eidgenössischer Stempelgebühr, und mit Büchsenbier, made in USA, feierte man den krönenden Abschluss dieser Odyssee. – Vergeblich hatte Charles tief im Hosensack seinen sechsschüssigen FBI-Revolver mitgetragen ...

Vreni Neher

Fabelhaft ist Apfelsaft

ova Urtrüeb

bsunders guet